

Tief ist der See

Roman von Apollonia Beck

Kapitel 1

Zwischen Inverness und London liegen nicht einmal ganz sechshundert Meilen. Das sind kaum mehr als zehn Autostunden, selbst wenn man zwei großzügige Pausen mit einrechnet.

So weit, so simpel – aber für mich ist es eine Reise zwischen zwei Leben. Überschaubar das eine, etwas verschoben vielleicht, aber sicher. Blendend dunkel das andere.

Blendend dunkel klingt ziemlich merkwürdig, aber es trifft ins Schwarze.

Lange hielt ich es in diesem Leben aus, weil es das einzige war, das ich kannte. Eines Tages jedoch, und für mich völlig ohne Vorwarnung, legte sich in meinem Kopf ein Schalter um. *Klick* machte es. Laut und vernehmlich. Keine Verstandesentscheidung, keine erleuchtende Erkenntnis – einfach nur *klick*.

Damals befand ich mich gerade am Steuer meines Autos, saß fest im Stau in Finsbury Park. Es war ein schwüler Tag im August. Die stickige Luft machte mich wahnsinnig. In der Hoffnung auf einen erfrischenden Luftzug ließ ich das Fenster herunter. Aber draußen gab es keine frische Luft, es gab nur wabernde Abgase. Und die ganze Zeit klingelte mein Handy.

Ununterbrochen.

Ich weiß, ich hätte es stumm schalten können, hätte es verbuddeln können tief unter dem Krimskrums im Handschuhfach. Klappe zu, Affe tot.

Aber das tat ich nicht.

Stattdessen grapschten meine Finger plötzlich nach dem Ding. Ich schleuderte es aus dem Fenster. Eine Schrecksekunde lang hielt ich den Atem an, dann brettete durch die aufgereihten Signalkegel direkt in den Gegenverkehr. Von allen Seiten brüllte wütendes Hupen. Es war mir egal. Ich wendete den Wagen und fuhr straight in Richtung Autobahn. Und nur einen Tag später begegnete ich Carl.

Carl ist mein Ehemann. Jetzt sitzt er neben mir. Er steuert unseren Wagen, legt in diesem Augenblick seine Hand auf meinen Schenkel. Im Fish & Chips Shop sahen wir uns zum ersten Mal, in Inverness. Das ist neunzehn Jahre her, einen Monat und 17 Tage.

„Hattie“, er lehnt sich ein wenig zu mir herüber und spricht sehr leise. Die Kinder auf der Rückbank sollen ihn nicht hören. Wie man einem Hund beruhigend die Flanke klopft, so tätschelt seine Hand mein Bein. „Alles okay?“

Jener Tag, als wir uns trafen, war mein erster in Inverness. Am Vormittag war ich dort angekommen, es regnete in Strömen. Ich fand ein Bed & Breakfast, parkte den Wagen und zog an der

antiquierten Klingelschlaufe, die neben der grünen Tür von einem Bolzen herabbaumelte. Unerwartet schnell drehte sich der Türknauf, so als hätte drinnen jemand nur darauf gewartet, dass ihr kratziges Schellen ertönte. Eine betagte Dame ließ mich ein und fragte nach meinem Namen.

Ja, ein Name musste her, und zwar sofort.

Auf einem Tisch im Frühstücksraum fiel mir ein Harper-Collins Band ins Auge.

„Collins“, antwortete ich und bedauerte es im selben Augenblick. Harper hätte mir besser gefallen – wegen *Harper Lee*, *Wer die Nachtigall stört*. Diesen Roman hatte ich als Teenager geliebt.

„Und der Vornahme?“ Meine Wirtin blickte mich freundlich an. Ich war drauf und dran *Calpurnia* zu sagen, wegen der jungen Haushälterin von *Atticus Finch*. Wie gerne hätte ich als Mädchen diesen Namen gehabt, in meinen Ohren klang er nach Stärke und Selbstbewusstsein. Aber meine Mutter hatte mich Francesca getauft, und jeder nannte mich Franny.

Jeder, bis auf Qualfati.

„Harriet“, antwortete ich. Kein Mensch merkt sich eine Harriet! „Würden Sie mir bitte mein Zimmer zeigen? Ich bin die ganze Nacht durchgefahren. Aus London!“

Ich musste mich nicht einmal verstellen, um einen erschöpften Eindruck zu erwecken, ich war stehend k.o.

Natürlich hatte ich keinen Ausweis für eine Harriet Collins, also zählte ich die Geldscheine für drei Nächte im Voraus auf die nach Möbelpolitur duftende Nussbaum-Anrichte.

„Den ganzen Weg aus London?“, fragte sie mitfühlend. „Liebchen! Dann müssen wir Sie schnell nach oben bringen.“

Ohne mich nach meinen Papieren zu fragen, führte sie mich die

Treppe hinauf. Ich schlief wie eine Tote bis nachmittags um vier. Als ich aufstand, schien die Sonne ins Fenster. Auf der suche nach einem Tee und etwas zu essen, wanderte ich durch die Stadt und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Geld war kein Problem, davon hatte ich genug. Aber ich würde auf jeden Fall neue Papiere brauchen.

Auf der Grant Street stieg mir der Duft von Frittiertem in die Nase. Ich betrat den Fisch & Chips Shop, gerade versenkte der Wirt eine Portion Kartoffeln im sprudelnden Fett.

„Hallo“, sagte ich und studierte das Angebot auf der schwarzen Tafel über der breiten Dunstabzugshaube.

„Was darf's sein?“, fragte er, ohne sich zu mir umzusehen.

„Eine doppelte Portion Heilbutt, bitte.“

„Nehm' ich auch! Moin Jack!“

Erschrocken fuhr ich herum. Ein junger Mann war hinter mir zur Tür hereinspaziert. In dem winzigen Verkaufsraum blieb er so nah bei mir stehen, dass ich seinen Pfefferminzatem roch. Er kaute Kaugummi und war das ganze Gegenteil der grauhäutigen, seltsam ausgedörrten Londoner Menschen, die entweder ungesund mager oder ungesund verfettet waren. Wilde schwarze Locken umrahmten sein braungebranntes Gesicht.

Das Fett rauschte laut, als der Wirt die Fischfilets hineingleiten ließ. Endlich drehte er sich zu mir um.

„Fried Mars Bar zum Dessert, Liebchen?“

„Wie bitte?“ Ich war irritiert. „Frittierter Schokoriegel?“

„Sie ist nicht von hier, Jack.“ Der Typ neben mir sprach mit diesem steinharten Akzent, aber seinen Lippen sah ich an, wie weich sie sein mussten. „Stimmt's?“ Er streckte mir seine Hand entgegen. „Carl ist der Name.“

Wie selbstverständlich gab ich ihm meine und begriff, dass aus

uns etwas werden würde.

Jetzt nimmt Carl die Hand von meinem Oberschenkel und schaut nach hinten zur Rückbank. Das ist es, was aus uns geworden ist: ein Ehepaar mit zwei Kindern!

„Wie wäre es mit einem kleinen Stopp, was meint ihr?“

Carls Stimme klingt ermunternd.

Im Rückspiegel fange ich Charlottes fragenden Blick auf. Sie hebt die Augenbrauen, aber die dicken Kopfhörer setzt sie nicht ab. Mit den Lippen forme ich das Wort *Essen* und führe einen imaginären Löffel zum Mund. Ihr Nicken signalisiert, dass sie verstanden hat, wippend quellen ihre schwarzen Locken unter der dunkelbraunen Strickmütze hervor.

Unsere Tochter ist siebzehn. Morgen wird sie auf dem London University College ihren Stipendiumsplatz antreten. Neben ihr sitzt ihr vierjähriger Bruder Ryan und knuddelt seinen geliebten Plüschhasen, der beinahe genauso groß ist wie er selbst.

„Demnächst kommt Stirling, da könnt ihr aufs Klo gehen und was trinken“, sagt Carl laut und bedenkt mich mit einem eindringlichen Seitenblick, „und etwas essen, hörst du!“

Als Antwort auf Carls Ermahnung deuten meine Mundwinkel ein Lächeln an. Mit ausgestrecktem Arm taste ich nach der Wasserflasche, die seit gut eineinhalb Stunden zwischen meinen Stiefeln hin und her rollt. Vorsichtig schraube ich den Verschluss auf. Die Kohlensäure zischt angriffslustig, während draußen über den Hügeln die Sonne gleichmütig auf die Guten wie die Bösen scheint. Im goldenen Morgenlicht glüht purpurn das blühende Heidekraut.

Ich bin noch immer eher schlank, aber mein Taint ist schon lange nicht mehr grau. Gesund bin ich und komme dem, was ich mir

selbst immer unter einer echten Hattie vorgestellt hätte, sehr nahe. Eine Hattie raucht nicht, trinkt nicht, kümmert sich als patente Ehefrau und Mutter hingebungsvoll um ihre Familie und organisiert federführend die jährliche Marmeladenverkostung vom Hausfrauenbund, Sektion Nord-Ost – Check! Außerdem bringt seit Jahren ganz Inverness seine Kaniden Lieblinge zum Trimmen in meinen Hundesalon.

Wieder sehe ich im Rückspiegel.

„Hast du Hunger Benji?“, fragt Ryan den Hasen. Behutsam befühlen seine Finger die glänzenden Knopfaugen.

„Ja!“, antwortet der Hase mit Ryans Stimme.

Ich beobachte Charlotte, wie sie aus dem Fenster schaut und Musik hört. Niemand wird sie so einfach in ein Leben voller Abgründe zerren können – hinab in Gefilde, in dem einem Menschen nur die Wahl bleibt zwischen Pest und Cholera. Sie weiß, dass ihre Eltern sie lieben. Natürlich ist mir klar, dass sie vielleicht gerade deshalb versuchen könnte, diese Geborgenheit abzuschütteln. Weg mit dem Netz und dem doppelten Boden, endlich erwachsen sein und auf sich selbst gestellt. Will das nicht jeder junge Mensch?

Im Rasthaus bestellt Carl Frühstück für uns. Es gibt Baked Beans und Black Pudding, Hash Browns, Spiegeleier und Toast. Charlotte säbelt an einer gebratenen Tomate herum, sie achtet sehr auf ihre Linie. Und ich beobachte Carl, wie er seine Tochter dabei beobachtet. Er wird sie schrecklich vermissen.

„Ich fahre“, sage ich, als wir aufbrechen. Mein Mann reicht mir den Autoschlüssel über den Tisch.

Auf dem Parkplatz bläst uns ein stürmischer Wind ins Gesicht. Laut kreischend folgt ein Schwarm Lachmöwen dem Traktor, der den abgeernteten Acker neben der Straße in schokoladenbraunen

Erdstreifen umpflügt. Wieder und wieder stoßen die Vögel hinab auf das kleine Getier, das dabei an die Oberfläche befördert wird. Unfreiwillig und unerwartet. Heraus aus der schützenden Dunkelheit. Geblendet vom grellen Tageslicht und noch benommen vom Schock kommt es gerade wieder zu sich – nur, um gefressen zu werden.

Einhundert Meilen südlich auf dem M6 kurz vor Carlisle steht an der Autobahn endlich jenes Hinweisschild, auf das ich schon die ganze Fahrt über voll Unbehagen gewartet habe. *The South* steht da, weiß auf grün in übergroßen Lettern. Wie eine Warnung. Von der Fahrbahn aus sieht man die Bucht im Sonnenlicht liegen. Der Wattboden glitzert silbern, es ist Ebbe. Man spürt nichts davon, dass man hier eine Grenze überquert. Es ist die Grenze zwischen Schottland und England.

Ab jetzt taucht die Strecke ein in ein langgezogenes Tal. Gespannt halte ich Ausschau nach der Stelle, wo ich damals auf meinem Weg von London herauf hier eine Pause eingelegt hatte. Tiefste Nacht ist es gewesen. In einer Nothaltebucht stoppte ich meinen Wagen und stellte den Motor ab. Dann stieg ich aus, kletterte über die Leitplanke und erklomm einen Hang. Mühselig war es, weil überall Gestrüpp wucherte. Weit oben stieß ich schließlich auf einen Steinwall. Ich hockte mich hin, um zu verschlafen. Hinter mir in der Dunkelheit waren Schafe zu hören. Sie rupften Gras. Unablässig mahlten ihre Mäuler, und es duftete nach warmen Tierleibern und Kräutern.

Ich lauschte. Der Wind war nur ein leises Raunen, sanft strich er mir durchs Haar. Mein Körper ließ locker, gab nach, sackte langsam ins Heidekraut. Über der Hügelkette im Osten war der Mond aufgegangen. Unwirklich mild schien sein gelbes Licht, goss seinen goldenen Schimmer über die nächtliche Welt und

erfüllte mich mit einem ungekannten Frieden. Am liebsten wäre ich dort sitzengeblieben. Die Schafe. Mein Atem. Sonst nichts. Aber dann war da ein Grollen, kaum hörbar zunächst.

Ich suchte den Himmel ab nach Gewitterwolken. Immer lauter wurde das Geräusch, immer deutlicher. Schließlich entdeckte ich, woher es kam. Tief unter mir auf der Autobahn rollte von Norden eine Fahrzeugkolonne heran. Ein Lindwurm aus gelben und weißen Lichtern, glänzend und funkelnd. Gemächlich glitt er vorüber und zog schließlich als rot leuchtendes Band fort nach Süden. Jeeps waren es, Jeeps und Lastwagen. Die Armee unterwegs zu einer Übung, oder was auch immer. Ich blieb an meinem Steinwall hocken, bis sie außer Sicht waren. Dann stolperte ich den Hang hinab zurück zu meinem Auto und war froh, dass mein Weg in genau die entgegengesetzte Richtung führte.

Auf der Rückbank halte ich unseren schlafenden Sohn im Arm, Carl sitzt am Steuer. Aus Vormittag ist Mittag geworden, aus Mittag Nachmittag. Am Himmel hängen dichte graue Wolken, es sieht nach Regen aus. Auf dem Beifahrersitz hat Charlotte sich kerzengerade aufgerichtet. Die Coolness, die sie so gern zur Schau trägt, ist einer kindlichen Aufregung gewichen.

„Aber wir fahren zuerst zum College, denk dran Papa!“

Ja, so haben wir es gestern Abend besprochen: Zuerst werden wir sie dort absetzen, danach fahren wir weiter zum Hotel.

„Ich hab’s nicht vergessen!“ Carl hat vollauf damit zu tun in diesem Verkehrsdickicht den Überblick zu behalten. Wir sind am Eutson Square.

„Benutzen Sie die beiden rechten Spuren“, säuselt die Frauenstimme des Navigationsgerätes. Carl hat die Stelle verpasst,

wo er die Spur hätte wechseln müssen. Er flucht nicht, aber sein Gesicht spricht Bände. Hinter der nächsten Kreuzung stoppt er. Protesthupen vom Wagen hinter uns. Carl nützt eine winzige Lücke im Gegenverkehr, um zu wenden.

„Lass mich raus Papa, ich geh den Rest zu Fuß!“

„Die Route wird neu berechnet“, informiert uns das Navigationsgerät gewissenhaft.

„Quatsch!“ Carl zieht die Augenbrauen zusammen und schüttelt den Kopf. „Und deine Sachen? Glaubst du, wir schleppen dir alles hinterher?“

„Die zwei linken Spuren verwenden, um links abzubiegen auf Gower Street.“

„Links ab Papa! Hör doch, sie hat gesagt: Links abbiegen!“

„In zweihundert Metern links abbiegen“, mischt das Navi sich ein.

„Ich hab’s gehört, Charlotte. Jetzt beruhig dich mal, das ist doch erst da vorne.“

Ryan ist längst aufgewacht. Wie ein Äffchen hüpfte er aufgereggt auf meinem Schoß hin und her.

„Wow! Mama, der Bus! Und noch einer. Guck mal: Krankenwagen!“ Begeistert imitiert er die Sirene: „Kraaan-Keeen–Waaa-Geeen!“

Ich martere mein Hirn. Früher kannte ich eine Menge Schleichwege, aber die scheinen alle nicht mehr zu existieren. Blumenkübel versperren ehemalige Straßeneinfahrten. Sowa versteht man wohl unter verkehrsberuhigenden Maßnahmen. Und jetzt gibt es Radwege! Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich oder Clarence oder Goy je mit dem Fahrrad gefahren wären. Niemand tat das damals in London, höchstens ein paar lebensmüde Irre.

Mir ist flau im Magen. Seit Wochen begleitet mich das. Genauer gesagt seit jenem Abend, an dem ich das große Kuvert mit den Aufnahmepapieren für Charlottes Stipendium geöffnet hatte. Wir saßen beim Abendessen. Ich blätterte durch die beiliegende Hochglanzbroschüre der Universität und auf Seite fünf traf mich der Blitz. Das Gesicht eines Mannes, den man nicht nur wegen des schmalen Oberlippenbartes mit Jimi Hendrix hätte verwechseln können.

C. Montague, so stand darunter zu lesen. Koordinator Sportabteilung. Ich erkannte Clarence sofort. Sein Haar war nicht mehr ganz so rabenschwarz wie früher, ansonsten sah er unverändert aus.

Dass ich im Hundesalon meiner Tante gearbeitet hätte, die dann unerwartet verstorben sei, ich daraufhin den Salon verkauft und diese Stadt, die mir nie gefallen habe, sofort verlassen hätte, um mir so weit weg wie möglich ein neues Leben aufzubauen – dies ist die Geschichte, die mein Ehemann für mein Vorleben hält.

Er biegt links ab. Wenige Minuten später erreichen wir das zentrale Hauptgebäude der Uni. Selbstredend ist parken hier verboten, Carl lässt den Motor laufen. Sofort reißt Charlotte die Beifahrertür auf. Sie flitzt ums Auto herum, öffnet den Kofferraum und wuchtet sich ihren riesigen Rucksack auf den Rücken. Ich beeile mich zu ihr zu kommen, um ihr zu helfen, aber schon steht sie abmarschbereit auf dem Bürgersteig.

Wie kann ich ihr eine Umarmung mitgeben, die für mindestens ein paar Wochen vorhält?

Ich drücke sie fest. Sie macht sich los, umarmt Carl und streicht Ryan flüchtig über den Kopf.

„Ciao Leute!“

Sie winkt uns, dreht sich um und überquert den Hof. Gebannt

starre ich ihr hinterher. Die automatischen Eingangstüren öffnen sich, lassen sie ein, schließen sich hinter ihr.

Das war's.

Sie ist fort, meine Tochter.

„Wohnt Charlotte jetzt hier?“, fragt Ryan. Er schmiegt sich an Carls Hosenbein.

„Nicht in diesem Haus.“ Ich höre den Kloß, den Carl im Hals hat. „Sie zieht in ein Wohnheim irgendwo auf diesem Gelände. Aber das werden wir ja nachher alles sehen.“

„Ja, nachher“, bestätige ich heiser. „Nachher sehen wir, wo sie wohnt.“

Ich fühle mich taub, kann nicht aufhören, an Clarence zu denken, an das Foto von ihm in der Broschüre und daran, dass Charlotte und er sich eventuell begegnen werden.

Eventuell?

Höchstwahrscheinlich werden sie das! Charlotte hat einen Faible für Sport.